



Aus Freude am Lesen

Buch

Zwei verliebte Teenager betrachten im Zoo ein junges Känguru und entdecken in dessen Jugend sich selbst. Auf dem Weg zu einem Vorstellungsgespräch streitet ein Mann mit dem Türhüter über das Passwort. Ein Rollstuhlfahrer verwickelt einen Touristen in die verstörende Auseinandersetzung über Messer und die geheime Mechanik von Familien. Ein Nachtwächter hat nach der Begegnung mit einem Geist Scheu vor Spiegeln ...

Murakami gewinnt aus scheinbar unbedeutenden, alltäglichen Winzigkeiten – geschmolzene Pralinen, ein Zootier, ein Ohrwurmwort – Einblicke in fremde Universen, die niemand kennt und die dennoch seltsam vertraut erscheinen. Wer Murakamis Storys liest, gleitet in rätselhafte, melancholische Träume, aus denen er verändert erwacht.

Autor

Haruki Murakami, 1949 in Kyoto geboren, lebte über längere Zeit in Europa und in den USA. Murakami ist der international gefeierte und mit den höchsten japanischen Literaturpreisen ausgezeichnete Autor zahlreicher Romane und Erzählungen. Er hat die Werke von Raymond Chandler, John Irving, Truman Capote und Raymond Carver ins Japanische übersetzt.

Haruki Murakami

Blinde Weide,
schlafende Frau

*Aus dem Japanischen
von Ursula Gräfe*

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Pocket* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

3. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2008,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 1983, 1984, 1985, 1990, 1991, 1996, 2002, 2005 by
Haruki Murakami
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by DuMont
Literatur und Kunst Verlag, Köln
Umschlaggestaltung: Design Team München nach einem Umschlag-
entwurf von Zero, München
Umschlagabbildung: Collage unter Verwendung von Bildern von
BrandX und FinePic, München
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
NB · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-73688-1

www.btb-verlag.de

BLINDE WEIDE,
SCHLAFENDE FRAU

Inhalt

Vorwort des Autors	9
Blinde Weide, schlafende Frau	15
Birthday Girl	34
Das New Yorker Grubenunglück	49
Flugzeug – oder wie er mit sich selbst sprach, als würde er ein Gedicht aufsagen	64
Der Spiegel	74
Ein modernes Volksmärchen für meine Generation – aus der Vorgeschichte des Spätkapitalismus	81
Jagdmesser	106
Känguruwetter	124
Zwergtaucher	129
Menschenfressende Katzen	137
Die Geschichte mit der armen Tante	160
Erbrechen 1979	182
Der siebte Mann	195
Im Jahr der Spaghetti	211
Tony Takitani	217
Aufstieg und Fall von Knasper	238
Der Eismann	243
Krebse	255
Glühwürmchen	262
Der Zufallsreisende	288
Hanalei Bay	310
Der nierenförmige Stein, der jeden Tag wanderte	333
Wo ich es vielleicht finde	355
Der Affe von Shinagawa	378

Vorwort von Haruki Murakami

Um mich so einfach wie nur möglich zu fassen: Einen Roman zu schreiben bedeutet eine Herausforderung für mich, Kurzgeschichten zu schreiben ein Vergnügen. Wenn das Schreiben eines Romans dem Pflanzen eines Waldes gleicht, dann gleicht das Schreiben von Kurzgeschichten dem Anlegen eines Gartens. Die beiden Formen ergänzen einander und fügen sich zu einer Landschaft, die mir kostbar ist. Die grünen Baumkronen werfen ihren wohltuenden Schatten auf die Erde, und der Wind rauscht in ihrem zeitweise leuchtend goldenen Laub. Im Garten knospen indessen Blumen, bunte Blüten locken Bienen und Schmetterlinge an und erinnern uns an den leisen Übergang von einer Jahreszeit zur anderen.

Seit meinem Debüt als Erzähler im Jahre 1979 wechsele ich ziemlich regelmäßig zwischen dem Schreiben von Romanen und Kurzgeschichten ab, und so hat sich ein Muster herausgebildet: Habe ich einen Roman abgeschlossen, dann merke ich, dass ich ein paar Kurzgeschichten schreiben möchte; und wenn ich eine Gruppe von Kurzgeschichten beendet habe, wächst in mir der Wunsch, mich wieder auf einen Roman zu konzentrieren. Ich schreibe keine Kurzgeschichten, solange ich an einem Roman arbeite, und nie an einem Roman, während ich mit Kurzgeschichten beschäftigt bin. Die beiden Genres könnten durchaus verschiedene Bereiche des Gehirns beanspruchen, und ich brauche immer eine Weile, um von einem Geleis auf das andere zu wechseln.

Meine schriftstellerische Laufbahn begann Ende der siebziger Jahre mit den beiden kurzen Romanen *Hear the Wind Sing* und *Pinball*, 1973 [beide liegen nicht auf Deutsch vor]. Erst danach – 1980/81 – habe ich meine ersten Kurzgeschichten geschrieben: »Frachtschiff nach China«, »Die Geschichte mit der armen Tante« und »Das New

Yorker Grubenunglück«. Ich wusste damals sehr wenig über das Kurzgeschichten-Schreiben, und es fiel mir daher nicht ganz leicht, aber ich fand die Erfahrung denkwürdig; ich fühlte, dass sich das Spektrum meiner erzählerischen Möglichkeiten erheblich erweiterte. Und die Leser schienen diese andere Seite, die ich als Schriftsteller an den Tag legte, zu schätzen. »Frachtschiff nach China« erschien in der ersten ins Deutsche übersetzten Kurzgeschichtensammlung *Der Elefant verschwindet*; die anderen beiden sind in dem vorliegenden Band zu finden. Nach diesem Beginn als Autor von Kurzgeschichten bildete sich mein System heraus, zwischen Romanen und Kurzgeschichten abzuwechseln.

»Der Spiegel«, »Känguruwetter«, »Zwergtaucher«, »Das Jahr der Spaghetti« und »Aufstieg und Fall von Knasper« gehören zu einer Sammlung von »Short Shorts«, die ich zwischen 1981 und 1982 schrieb. »Aufstieg und Fall von Knasper« ist, wie man leicht erkennen wird, eine Fabel über mein Verhältnis zur Literaturszene am Anfang meiner Karriere. Damals konnte ich mich in den japanischen Literaturbetrieb nicht einfügen; ein Umstand, an dem sich bis heute nicht viel geändert hat.

Zum Erfreulichen an Kurzgeschichten gehört, dass es nicht so lange dauert, sie zu schreiben. Gewöhnlich brauche ich eine Woche, um eine Geschichte in eine einigermaßen lesbare Form zu bringen (auch wenn die Revisionen sich dann noch endlos in die Länge ziehen können). Diese Art des Schreibens ist nicht mit dem totalen physischen und mentalen Engagement zu vergleichen, das mir die Arbeit an einem Roman über ein, zwei Jahre abverlangt. Schreibe ich jedoch Kurzgeschichten, gehe ich ins Büro, setze mich an den Schreibtisch, mache meine Arbeit, und das war's. Dagegen kann die Arbeit an einem Roman eine solche Strapaze sein, dass ich mich manchmal frage, ob ich sie überleben werde. Danach empfinde ich das Schreiben von Kurzgeschichten als notwendige, erholsame Abwechslung.

Eine weitere angenehme Eigenschaft der Kurzgeschichte ist es, dass sie sich aus winzigen Kleinigkeiten schaffen lässt – aus einer spontanen Idee, aus einem Wort, einem Bild, was immer. Diese Art zu schreiben hat meistens Ähnlichkeit mit einer Jazzimprovisation – die Geschichte lenkt mich, und ich folge ihr, wohin sie will. Ich fürchte mich auch nicht davor zu scheitern. Lässt sich eine Idee nicht so umsetzen, wie ich es erhofft hatte, zucke ich einfach die Achseln und sage mir, dass es eben nicht nur Volltreffer gibt. Selbst bei den großen Meistern des Genres wie F. Scott Fitzgerald und Raymond Carver, ja sogar bei Anton Čechov, ist nicht jede Geschichte ein Meisterwerk. Das tröstet mich sehr. Ich lerne aus meinen Fehlern (also den Geschichten, die ich nicht als gelungen betrachte) und wende das Gelernte beim nächsten Versuch an. Ich bemühe mich sehr, dasjenige, was ich beim Schreiben von Kurzgeschichten gelernt habe, in meinen Romanen umzusetzen. In diesem Sinne ist die Kurzgeschichte für mich als Romancier gleichsam ein Versuchslabor. Es ist schwer, im Rahmen eines Romans so zu experimentieren, wie ich es gern möchte; daher fände ich es ohne meine Kurzgeschichten noch schwieriger und strapaziöser, Romane zu schreiben.

Im Wesentlichen verstehe ich mich als Romancier; viele Leute sagen mir jedoch, sie zögen meine Kurzgeschichten meinen Romanen vor. Das stört mich nicht, und ich versuche auch nicht, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Eigentlich freue ich mich sogar darüber. Meine Kurzgeschichten sind wie weiche Schatten, die ich in die Welt gesetzt, wie schwache Fußspuren, die ich hinterlassen habe. Ich weiß noch genau, wo ich jede einzelne niedergeschrieben und wie ich mich dabei gefühlt habe. Die Kurzgeschichten sind wie Wegweiser zu meinem Herzen, und als Autor macht es mich glücklich, meinen Lesern diese intimen Empfindungen übermitteln zu können.

Der Elefant verschwindet, die erste Sammlung von Kurzgeschichten, die ins Deutsche und viele andere Sprachen übersetzt wurde, erschien 1993. Der Band *Nach dem Beben* kam 2003 auf Deutsch (2000

in Japan) heraus und enthält sechs kürzere Erzählungen, die alle auf die eine oder andere Weise mit dem Erdbeben von Kobe 1995 zu tun haben. Ich habe sie in der Hoffnung geschrieben, dass alle sechs Geschichten sich im Kopf des Lesers zu einem Gesamtbild zusammenfügen würden. Folglich handelt es sich da eher um ein Konzeptalbum als um eine Kurzgeschichtensammlung. So betrachtet, ist der vorliegende Band *Blinde Weide, schlafende Frau* die erste echte Kurzgeschichtensammlung, die ich seit längerer Zeit im Ausland herausbringe.

Darin enthalten sind natürlich viele Geschichten, die ich nach 1993, als *Der Elefant verschwindet* erschien, geschrieben habe. Dazu gehören »Birthday Girl«, »Menschenfressende Katzen«, »Der siebte Mann« und »Der Eismann«.

»Birthday Girl« schrieb ich auf Wunsch des Lektors, als ich eine Anthologie von Geschichten anderer Autoren zum Thema Geburtstag zusammenstellte. Es ist praktisch, mit der Zusammenstellung einer Anthologie einen Schriftsteller zu beauftragen – falls noch ein Text fehlt, kann er ihn rasch selbst schreiben.

»Der Eismann« basiert übrigens auf einem Traum, den meine Frau hatte; »Der siebte Mann« beruht auf einer Idee, die mir beim Surfen und beim Hinausschauen auf die Wellen kam.

Um der Wahrheit willen muss ich jedoch sagen, dass ich von Anfang 1990 bis Anfang 2000 nur sehr wenige Kurzgeschichten geschrieben habe; was jedoch nicht daran lag, dass es mich nicht mehr interessierte, welche zu schreiben. Ich war nur so sehr mit mehreren Romanen beschäftigt, dass mir die Zeit fehlte, auf das andere Geleis zu wechseln. Ich schrieb zwar die eine oder andere Kurzgeschichte, aber sie standen für mich nicht im Mittelpunkt. Stattdessen verfasste ich die Romane *Mister Aufziehvogel*, *Gefährliche Geliebte*, *Sputnik Sweetheart* und *Kafka am Strand*. Und zwischendurch schrieb ich die beiden Sachbücher zum Anschlag der Aum-Sekte, aus denen die deutsche Fassung *Untergrundkrieg* entstanden ist. Jedes dieser Bü-

cher erforderte ein enormes Maß an Zeit und Energie. Damals waren wohl die Romane mein wichtigstes Schlachtfeld. Zwischendurch ergab sich als eine Art Intermezzo *Nach dem Beben*, ein Band, der, wie gesagt, nicht eigentlich eine Kurzgeschichtensammlung ist.

Doch 2005 erfasste mich zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder einmal das starke Bedürfnis, Kurzgeschichten zu schreiben. Ich könnte fast sagen, ein mächtiger Drang ergriff von mir Besitz. Also setzte ich mich an den Schreibtisch und schrieb etwa eine Geschichte in der Woche; so stellte ich fünf in kaum mehr als einem Monat fertig. Offen gesagt, ich dachte an nichts anderes mehr als an diese Geschichten und schrieb sie fast ohne Unterbrechung nieder. Diese fünf (in Japan unter dem Titel »Fünf seltsame Geschichten aus Tokyo« erschienen) bilden den Abschluss des vorliegenden Bandes. Wie schon der Titel sagt, haben sie eine Gemeinsamkeit: Es sind seltsame Geschichten. Obwohl ihnen dieses Thema gemeinsam ist, können sie unabhängig voneinander gelesen werden und bilden keine klar umrissene Einheit wie die Geschichten in *Nach dem Beben*. Wenn ich es mir recht überlege, finde ich allerdings alle Geschichten, die ich schreibe, mehr oder weniger seltsam.

»Krebse«, »Die Geschichte mit der armen Tante«, »Das Jagdmesser« und »Blinde Weide, schlafende Frau« wurden vor der Übersetzung stark überarbeitet; die hier vorliegenden Fassungen weichen somit deutlich von den ersten, in Japan erschienenen ab. Auch in einigen der älteren Geschichten bin ich auf Stellen gestoßen, mit denen ich nicht zufrieden war, und ich habe kleinere Änderungen daran vorgenommen.

Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass ich meine Kurzgeschichten häufig umgeschrieben und in Romane eingearbeitet habe. Auch die vorliegende Sammlung enthält einige dieser Prototypen. »Glühwürmchen« und »Menschenfressende Katzen« habe ich mit einigen Änderungen in die Romane *Naokos Lächeln* und *Sputnik Sweetheart*

aufgenommen. Mitunter haben sich Texte, die ich als Kurzgeschichten geschrieben hatte, nach ihrer Veröffentlichung in meinem Kopf ausgedehnt und zu Romanen entwickelt. So konnte eine von ihnen, die ich vor längerer Zeit geschrieben hatte, mitten in der Nacht in mein Haus eindringen, mich wachrütteln und schreien: »He, jetzt wird nicht geschlafen! Du kannst mich nicht einfach vergessen, an mir ist noch mehr dran!« Genötigt von dieser Stimme schrieb ich dann einen Roman. Auf diese Weise greifen Kurzgeschichten und Romane bei mir auf natürliche, organische Weise ineinander.

Viele Menschen haben mich ermutigt, diese Kurzgeschichten zu schreiben: Amanda Urban, meine Agentin bei ICM, Gary Fisketjon bei Knopf und Lektor der amerikanischen Ausgabe der vorliegenden Sammlung; meine fleißigen und fähigen Übersetzer Jay Rubin und Philip Gabriel, jeder mit einem einmaligen Stil. Es hat mir großes Vergnügen bereitet, meine Geschichten in ihrer hervorragenden Übersetzung wiederzulesen. Sehr inspiriert haben mich auch die Literaturredakteurinnen Deborah Treisman und ihre Vorgängerin Linda Asher der Zeitschrift *The New Yorker*, in der zahlreiche meiner Geschichten erschienen sind.

H. M.

Blinde Weide, schlafende Frau

Als ich die Augen schloss, traf mich der Duft des Windes. Ein Maiwind, üppig wie eine Frucht, mit rauer Schale, weichem Fruchtfleisch und zahllosen Samenkörnchen. Das Fruchtfleisch barst in der Luft, die Samen prasselten wie milder Schrot auf meine bloßen Arme und hinterließen einen Anflug von Schmerz.

»Wie spät ist es?«, fragte mich mein Cousin. Er war etwa zwanzig Zentimeter kleiner als ich und musste zu mir aufschauen, wenn er mit mir sprach.

Ich sah auf die Uhr. »Zwanzig nach zehn.«

»Geht deine Uhr richtig?«, fragte er.

»Ich glaube schon.«

Er ergriff mein Handgelenk und schaute auf die Uhr. Seine schlanken glatten Finger waren erstaunlich stark. »War die teuer?«

»Nein, ziemlich billig«, sagte ich und warf erneut einen Blick auf den Fahrplan.

Keine Antwort.

Als ich meinen Cousin ansah, schaute er verlegen zu mir auf. Die weißen Zähne in seinem geöffneten Mund wirkten wie verkümmerte Knochen.

»*Sie war ganz billig*«, sagte ich noch einmal sehr deutlich und sah ihm dabei ins Gesicht. »*Es ist eine billige Uhr, aber sie geht genau.*«

Mein Cousin nickte wortlos.

Mein Cousin hört auf dem rechten Ohr nicht gut. Gleich als er in die Schule kam, wurde er von einem Baseball am Ohr getroffen, und seitdem ist sein Gehör geschädigt, aber normalerweise beeinträchtigt ihn das nicht. Er geht auf eine normale Schule und führt ein vollkommen normales Leben. Im Klassenzimmer sitzt er immer ganz rechts

in der ersten Reihe, damit er das linke Ohr dem Lehrer zuwenden kann. Seine Noten sind gar nicht übel. Allerdings gibt es Zeiten, in denen er Geräusche relativ gut hört, und Zeiten, in denen das nicht so ist. Sie wechseln wie Ebbe und Flut. Und sehr selten, zweimal im Jahr vielleicht, hört er mit beiden Ohren so gut wie nichts mehr. Es ist, als würde die Stille in seinem rechten Ohr so tief, dass sie für das linke jedes Geräusch verschluckt. Dann kann er natürlich kein normales Leben mehr führen und muss für eine Weile der Schule fern bleiben. Auch die Ärzte können sich nicht erklären, warum das auftritt. Sie haben einen solchen Fall noch nie erlebt, also können sie nichts dagegen unternehmen.

»Eine Uhr geht nicht unbedingt genauer, nur weil sie teuer war«, sagte mein Cousin, wie um sich selbst davon zu überzeugen. »Ich hatte mal eine ziemlich teure Uhr, aber sie ging ständig vor oder nach. Die habe ich bekommen, als ich auf die Mittelschule kam, aber nach einem Jahr hab ich sie verloren. Seitdem komme ich ohne Uhr aus. Sie kaufen mir keine mehr.«

»Ist das nicht unpraktisch, ohne Uhr?«, fragte ich.

»Was?«, fragte mein Cousin.

»*Ob das nicht unpraktisch ist, so ohne Uhr?*«, wiederholte ich und sah ihn dabei an.

»Eigentlich nicht«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Ich wohne ja nicht allein irgendwo in den Bergen. Es gibt immer jemanden, den ich nach der Uhrzeit fragen kann.«

»Stimmt auch wieder«, sagte ich.

Für eine Weile schwiegen wir.

Mir war klar, dass ich nett zu ihm sein und mit ihm plaudern sollte, um ihn ein bisschen aufzulockern, bevor wir im Krankenhaus ankamen. Aber ich hatte ihn vor fünf Jahren zum letzten Mal gesehen; in diesen fünf Jahren war aus einem Neunjährigen ein Vierzehnjähriger geworden, und ich war nun nicht mehr zwanzig, sondern fünf- undzwanzig. Diese Zeitspanne hatte so etwas wie eine unsichtbare

Barriere zwischen uns errichtet, die schwer zu überwinden war. Selbst wenn ich versuchte, etwas Notwendiges zu sagen, kamen mir die richtigen Worte nicht über die Lippen. Und jedes Mal, wenn ich dazu ansetzte, etwas zu sagen, und es dann doch wieder verschluckte, sah mein Cousin ein wenig verstört zu mir auf, das linke Ohr kaum merklich in meine Richtung geneigt.

»Wie spät ist es jetzt?«, fragte er.

»Zehn Uhr neunundzwanzig«, antwortete ich.

Als der Bus endlich in Sicht kam, war es zehn Uhr zweiunddreißig.

Der Bus war moderner als der, mit dem ich früher zur Oberschule gefahren war. Die Windschutzscheibe war viel größer, und das ganze Fahrzeug sah aus wie ein riesiger Bomber, nur ohne Tragflächen. Und er war voller, als ich erwartet hatte. Zwar standen keine Fahrgäste im Gang, aber wir konnten nicht nebeneinander sitzen, und da wir bald wieder aussteigen würden, blieben wir an der Tür ganz hinten stehen. Aber es war mir ein Rätsel, warum um diese Tageszeit so viele Leute unterwegs waren. Die Busroute begann am Bahnhof, führte dann durch eine am Hang gelegene Wohngegend und wieder zurück zum Bahnhof; keinerlei Sehenswürdigkeiten lagen an der Strecke. Wegen einiger Schulen waren die Busse voll, wenn Schüler unterwegs waren, aber um die Mittagszeit hätte der Bus eigentlich leer sein müssen.

Mein Cousin und ich hielten uns an den Schlaufen und Stangen fest. Der Bus war funkelneuen, wie gerade aus der Fabrik gekommen, und die Metallflächen waren so blank, dass man sich darin spiegeln konnte. Die Polstersitze waren flauschig, und bis zur letzten Schraube kündete alles von jenem stolzen Optimismus, der nur von ganz neuen Maschinen ausgeht.

Dass der Bus so neu war und so unerwartet voll, brachte mich ganz aus der Fassung. Vielleicht hatte die Route sich geändert, seit

ich hier zuletzt im Bus unterwegs gewesen war? Ich sah mich aufmerksam um und schaute durchs Fenster, aber wir fuhren durch dieselbe ruhige Wohngegend, die ich von früher kannte.

»Das ist doch der richtige Bus, oder?«, erkundigte sich mein Cousin besorgt. Anscheinend hatte ich, seit wir in den Bus gestiegen waren, bestürzt dreingeblickt.

»Keine Sorge«, sagte ich, auch um mich zu beruhigen. »Es gibt hier keine andere Buslinie, also muss es der richtige sein.«

»Du bist doch früher hier mit dem Bus zur Schule gefahren, nicht?«, fragte mein Cousin.

»Genau.«

»Bist du gern zur Schule gegangen?«

»Nicht besonders gern«, sagte ich aufrichtig. »Aber ich hatte dort meine Freunde, und die Fahrt war nicht sehr weit.«

Mein Cousin dachte über das nach, was ich gesagt hatte.

»Triffst du dich noch mit ihnen?«

»Nein, ich habe sie schon ewig lange nicht mehr gesehen.« Ich wählte meine Worte mit Bedacht.

»Warum denn nicht?«

»Weil sie so weit weg wohnen.« Das war nicht der Grund, aber eine andere Erklärung fiel mir nicht ein.

In meiner Nähe saß eine Gruppe älterer Leute. Es dürften etwa fünfzehn gewesen sein, und wegen ihnen, so wurde mir auf einmal klar, war der Bus so voll. Alle waren sie braun gebrannt, sogar im Nacken, und ausnahmslos waren sie schlank. Die meisten Männer trugen warme Hemden wie zum Bergsteigen, und die Frauen schmucklose, schlichte Blusen. Alle hatten kleine Rucksäcke auf dem Schoß, wie man sie für kurze Bergwanderungen trägt. Es war erstaunlich, wie sehr diese Leute einander glichen – wie eine Schublade voller Muster für irgendetwas, eines ordentlich neben dem anderen. Das Sonderbare aber war, dass an dieser Strecke gar kein Wanderweg lag. Wo in aller Welt wollten sie nur hin? An meine Schlaufe ge-

klammert, dachte ich darüber nach, kam aber auf keine plausible Erklärung.

»Ob's dieses Mal wohl weh tut, die Behandlung?«, fragte mein Cousin.

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Ich weiß nichts Genaueres darüber.«

»Warst du schon mal bei einem Ohrenarzt?«

Ich schüttelte den Kopf. Tatsächlich, ich war noch nie im Leben bei einem Ohrenarzt gewesen.

»Hat es denn bisher wehgetan?«, fragte ich.

»Nicht besonders«, antwortete mein Cousin trübsinnig. »*Ganz* schmerzlos war's natürlich auch nicht; manchmal hat's schon ein *bisschen* wehgetan, aber nicht so arg.«

»Dann wird es jetzt doch bestimmt wieder so, oder? Deine Mutter hat gesagt, sie machen nichts anderes als sonst.«

»Ja, aber wenn sie das Gleiche machen wie sonst, hilft es doch bestimmt wieder nicht.«

»Na ja, wer weiß. Manchmal passiert auch etwas Unerwartetes.«

»Wie wenn man einen Korken zieht?«, sagte mein Cousin. Ich sah rasch zu ihm hin, aber es war keine Spur von Sarkasmus in seinem Gesicht zu entdecken.

»Wenn dich ein neuer Arzt behandelt, fühlt es sich anders an, und wenn man nur das Vorgehen ein wenig ändert, ist die Wirkung manchmal enorm. Ich würde nicht so leicht aufgeben.«

»Ich gebe ja gar nicht auf«, sagte mein Cousin.

»Aber allmählich reicht's dir, oder?«

»Schon«, sagte mein Cousin und seufzte. »Das Schlimmste ist die Angst. Die Schmerzen, die ich mir vorstelle, sind schlimmer als die wirklichen Schmerzen selbst. Verstehst du das?«

»Ich glaub' schon.«

Im Frühling jenes Jahres passierte eine Menge. In der kleinen Werbeagentur in Tokyo, bei der ich seit zwei Jahren beschäftigt gewe-

sen war, kam es zu einer unerfreulichen Situation, und ich kündigte. Um diese Zeit trennte ich mich auch von der Freundin, mit der ich seit der Uni zusammen gewesen war. Im Monat darauf starb meine Großmutter an Darmkrebs, und ich fuhr zu ihrer Beerdigung in meinen Heimatort. Es war das erste Mal seit fünf Jahren, und ich hatte nur eine kleine Tasche dabei. Mein Zimmer zu Hause war noch so, wie ich es verlassen hatte. Im Regal standen meine Bücher, das Bett, in dem ich geschlafen hatte, war noch da, mein Schreibtisch, die Platten, die ich gehört hatte; doch alles im Zimmer war verdorrt, hatte die Farben und den Geruch von früher verloren. Nur die Zeit war stehen geblieben.

Ich hatte vor, mir nach der Beerdigung noch zwei, drei freie Tage zu gönnen und dann nach Tokyo zurückzufahren, um mich nach einer neuen Stelle umzuschauen. Außerdem wollte ich umziehen; ich brauchte eine andere Umgebung. Aber die Tage vergingen, und ich kriegte den Hintern nicht hoch. Genauer gesagt, selbst wenn ich mich hätte aufraffen wollen, hätte ich es nicht geschafft. Ich igelte mich in meinem Zimmer ein, hörte alte Platten, las meine alten Bücher und jätete ab und zu im Garten Unkraut. Ich traf mich mit niemandem und sprach mit keinem, von meiner Familie abgesehen.

Eines Tages kam meine Tante vorbei und fragte, ob ich nicht meinen Cousin in die neue Klinik begleiten könnte. Eigentlich habe sie ihn selbst hinbringen wollen, sagte sie, aber sie müsse an dem Tag etwas Wichtiges erledigen. Die Klinik lag in der Nähe meiner alten Schule, ich kannte den Weg, und da ich sonst nichts zu tun hatte, konnte ich schlecht ablehnen. Meine Tante gab mir einen Umschlag mit Geld und sagte, ich solle anschließend mit meinem Cousin essen gehen.

Der Wechsel an eine andere Klinik war vorgesehen, weil die Behandlung in der bisherigen so gut wie keine Besserung bewirkt hatte. Die Abstände zwischen den Phasen, in denen das Gehör meines Cousins aussetzte, schienen sich sogar verkürzt zu haben. Als meine

Tante dem behandelnden Arzt dies vorgehalten hatte, hatte er angedeutet, die Probleme meines Cousins hingen mehr mit seiner häuslichen Umgebung zusammen als mit seinem medizinischen Befund, und es kam zum Streit. Niemand erwartete ernstlich, dass sich das Gehör meines Cousins durch den Klinikwechsel sofort bessern würde. Auch wenn es niemand aussprach, hatten alle diese Hoffnung beinahe aufgegeben.

Mein Cousin wohnte nicht weit von mir entfernt, aber ich war gut zehn Jahre älter, und zwischen uns war nie wirklich eine freundschaftliche Beziehung entstanden. Bei Familientreffen hatte ich ihn irgendwohin mitgenommen oder mit ihm gespielt, mehr aber auch nicht. Dennoch betrachteten auf einmal alle meinen Cousin und mich als Paar; sie schienen zu glauben, er hänge besonders an mir und sei auch mein Lieblingscousin. Lange Zeit konnte ich mir das nicht erklären. Als ich jetzt aber sah, wie er sein linkes Ohr ständig mit leicht geneigtem Kopf in meine Richtung wandte, fand ich das seltsam rührend. Wie Regen, den man vor langer Zeit hat fallen hören, schlug sein Ungeschick eine Saite in mir an. Ich verstand nun ein wenig, warum unsere Verwandten uns zusammenbringen wollten.

Nach sieben oder acht Haltestellen blickte mein Cousin wieder besorgt zu mir auf.

»Ist es noch weit?«

»Noch ein Stück. Aber es ist ein großes Krankenhaus, wir können es nicht übersehen.«

Mit halbem Auge sah ich, wie der Wind, der durch das geöffnete Fenster blies, die Hutkrempe der älteren Leute und ihre Schals bewegte. Wer waren diese Leute bloß? Und wo wollten sie bloß hin?

»Du, wirst du in der Firma von meinem Vater arbeiten?«, fragte mein Cousin.

Verblüfft sah ich ihn an. Sein Vater, mein Onkel, leitete eine gro-

ße Druckerei in Kobe. Aber ich hatte nie an diese Möglichkeit gedacht, und niemand hatte je etwas Derartiges angedeutet.

»Davon habe ich noch nichts gehört«, sagte ich. »Wie kommst du darauf?«

Mein Cousin errötete. »Ich dachte nur, das ginge vielleicht«, sagte er. »Das wäre doch gut, oder? Du könntest hier bleiben, und alle wären froh.«

Der Name der nächsten Haltestelle wurde angesagt, aber niemand drückte den Haltknopf. An der Haltestelle wartete auch niemand.

»Aber ich muss nach Tokyo zurück, es gibt Dinge, die ich dort zu erledigen habe«, sagte ich. Mein Cousin nickte wortlos. *Nicht eine einzige Sache habe ich dort zu erledigen. Aber ich kann doch nicht einfach hier bleiben.*

Als der Bus weiter den Hang hinauffuhr, standen die Häuser allmählich weiter voneinander entfernt, und dichte Äste warfen tiefe Schatten auf die Straße. Wir kamen an ein paar Häusern mit niedrigen Zäunen vorbei, die durch ihren Anstrich ausländisch wirkten. Die Brise wurde angenehm kühl. Sooft der Bus um die Kurve fuhr, war plötzlich unter uns das Meer zu sehen und verschwand wieder. Schweigend betrachteten mein Cousin und ich die Landschaft, bis der Bus an der Klinik hielt.

Die Untersuchung werde eine Weile dauern, sagte mein Cousin; er komme allein zurecht, und ich solle doch irgendwo auf ihn warten. Nachdem ich kurz den zuständigen Arzt begrüßt hatte, verließ ich das Untersuchungszimmer und ging in die Cafeteria. Da ich am Morgen kaum etwas gegessen hatte, war ich hungrig, aber ich fand auf der Speisekarte nichts, worauf ich Appetit hatte. Schließlich bestellte ich nur einen Kaffee.

Es war ein Wochentag, und in der Cafeteria saß außer mir nur noch eine Familie. Der Vater, der etwa Mitte vierzig war, trug einen blau-weiß gestreiften Schlafanzug und Plastiksandalen. Die Mutter

und zwei kleine Mädchen, Zwillinge, waren ihn besuchen gekommen. Die Mädchen trugen die gleichen weißen Kleidchen und tranken, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, mit ernster Miene ihren Orangensaft. Die Verletzung oder Krankheit ihres Vaters schien jedoch nicht allzu ernst zu sein, denn sowohl die Eltern als auch die Kinder sahen gelangweilt aus.

Vor dem Fenster befand sich eine Rasenfläche. Ein Rasensprenger drehte sich klackend und warf einen silbrigen Dunst über das grüne Gras. Zwei Vögel mit langen Schwänzen schossen kreischend darüber hinweg und waren bald außer Sicht. Jenseits des Rasens lagen ein paar Tennisplätze, aber man hatte die Netze entfernt, und es war niemand darauf zu sehen. Hinter den Tennisplätzen stand eine Reihe von Keyakibäumen, und zwischen deren Ästen hindurch sah man das Meer. Auf den kleinen Wellen glitzerte hier und da die Frühsommersonne. Der Wind zauste die jungen Blätter der Keyakibäume und verwehte sacht den Sprühregen aus dem Sprinkler.

Mir war, als hätte ich diese Landschaft vor langer, langer Zeit schon einmal gesehen. Den ausgedehnten Rasen, die Zwillingmädchen, die Orangensaft tranken, die irgendwohin fliegenden Vögel mit den langen Schwänzen, das Meer, das jenseits der Tennisplätze ohne Netze zu sehen war ... Aber das bildete ich mir nur ein. Es war eine sehr lebhaft, sehr real anmutende Illusion, gleichwohl jedoch eine Illusion. Ich war noch nie zuvor in diesem Krankenhaus gewesen.

Ich legte die Füße auf den Stuhl gegenüber, atmete tief durch und schloss die Augen. Im Dunkeln nahm ich einen weißen Klumpen wahr. Wie eine Mikrobe unter dem Mikroskop dehnte er sich aus und zog sich zusammen. Er veränderte seine Form, blähte sich, zerfiel, nahm neue Gestalt an.

Es war acht Jahre her, dass ich in dem anderen Krankenhaus gewesen war. Ein kleines Krankenhaus an der Küste. Vom Fenster der Cafeteria aus sah man nichts als Oleanderbüsche. Es war ein Kranken-